

Avantgarde, aber auf Augenhöhe

Feminismus und Migration, radikale Werke: Der türkischen Künstlerin Nil Yalter wird die erste Retrospektive zuteil, ab heute im Kölner Museum Ludwig.

Von Hannes Klug

Im Jahr 1974 erfuhr die türkische Künstlerin Nil Yalter in ihrem Wohnort Paris vom Frauengefängnis La Roquette im 11. Arrondissement. Anhand von Zeugnissen einer ehemaligen Insassin, die im Kunstwerk den Namen Mimi trägt, begann Yalter, gemeinsam mit ihrer Künstlerkollegin Nicole Croiset außerhalb der Gefängnismauern Videos zu drehen, in denen Menschen in ritualisierter Form Alltagsgegenstände tauschen. Diese Transaktionen wiederum nahm Mimi in Interviews zum Anlass, in Form eines nüchternen Berichts ihrer persönlichen Erfahrungen das Gefängnis in allen Facetten als Ort struktureller Entmenschlichung aufzuschlüsseln. Auszüge der Texte finden sich handgeschrieben auch auf 32 stilisierten Fotografien und Zeichnungen, das ganze Protokoll ist als Fließtext nachzulesen.

»La Roquette, Prison for Women« ist, wenn man so will, eine künstlerische Vorwegnahme von Foucaults »Überwachen und Strafen« (1975) unter feministischem Blickwinkel und eine frühe, elaborierte Hinwendung zu einem exemplarischen, bis heute auch popkulturell immer wieder ausbuchstabierten Mikrokosmos weiblicher Erniedrigung. In ihrer frühen Schaffensphase Anfang der 70er Jahre untersuchte Nil Yalter nicht nur die Zwangsdisziplinierung in staatlichen Institutio-

nen, sondern setzte auch ihren eigenen Körper als künstlerische Waffe ein: Im Video »The Headless Woman or The Belly Dance« von 1974 beschriftet sie ihren entblößten Bauch mit einem Manifest gegen klotrale Verstümmelung und für die sexuelle Autonomie der Frau, während das Video selbst, einen Bauchtanz zu türkischer Musik zeigend, den Blick männlichen Begehrens reproduziert. Ganz nebenbei entdeckte sie dabei als erste türkische Künstlerin dieses neue Medium und gehört damit zur weltweiten Avantgarde feministischer Videokünstlerinnen.

Manchmal schreibt die Kunstwelt Geschichten, die schwer zu glauben sind, und die späte Würdigung Nil Yalters, die nach wie vor in Paris lebt, gehört in diese Kategorie: Zwar war sie immer wieder auf Sammelausstellungen vertreten, doch jetzt erst, im Alter von 81 Jahren, wird ihr im Kölner Museum Ludwig die erste Retrospektive zuteil, die ihr jahrzehntelanges Schaffen umspannt und damit ein Lebenswerk auf die große Bühne hebt, das in seiner künstlerischen Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Dies betrifft die Brisanz der großen Themen Feminismus und Migration, die ihre Arbeiten umkreisen, noch mehr aber die vollendete formale Umsetzung, die ästhetisch ebenso visionär wie radikal ist und doch immer auf

Augenhöhe mit ihren Protagonistinnen und Protagonisten.

Nil Yalter wurde 1938 in Kairo geboren, wuchs in Istanbul auf, reiste als 18jährige Schauspielerin und Performancekünstlerin durch den Iran und Indien, zog dann 1965 nach Paris, wo sie in die Kunstszene eintauchte. Nomadentum, Heimatlosigkeit und der dadurch drohende Verlust von Identität wurden zum Hauptthema ihres Schaffens. Die Serie »Turkish Immigrants« etwa beschäftigt sich mit den komplexen Lebenswirklichkeiten sogenannter »Gastarbeiter« in den Banlieues von Paris. Wie eine Anthropologin führt Nil Yalter Interviews durch, fragt nach scheinbaren Nebensächlichkeiten und filmt die Menschen bei ihren Arbeiten. Sie fotografiert Erwachsene und Kinder, übersetzt die Porträts in filigrane Zeichnungen, bei denen sie jedoch die Gesichter ausspart, als existierten die Abgebildeten allein durch ihre Körperhaltungen, die Muster der Tapeten oder Sofabezüge und die Stoffe ihrer Kleidung. Diskriminierung und Entrechtung schlagen an jenen Orten durch, die den Betroffenen doch ein besseres Leben bieten sollten.

»Exile is a hard job«, zitiert Nil Yalter den revolutionären türkischen Schriftsteller Nazim Hikmet, der Jahre im Gefängnis und im Exil verbrachte. Diese Zeile gibt nicht nur der aktuellen

Ausstellung ihren Titel, sie bezeichnet auch eine fortlaufende Plakataktion in den Vorstadtvierteln, bei der Anwohner die verfremdeten Bilder der Künstlerin mit roter Farbe überschreiben – mit Parolen der Selbstermächtigung in ihren jeweiligen Herkunftssprachen.

Für die sieben großformatigen Collagen »Temporary Dwellings« (1974–1977) hat Nil Yalter als Spurensammlerin städtische Randgebiete von Paris, Istanbul und New York durchforstet und flüchtige Indizien menschlicher Wanderschaft dokumentiert. Mit gesteigerter Aufmerksamkeit auch für unscheinbarste Details liest sie den Staub bröckelnder Hauswände, Stoff- und Papierfetzen oder zerbrochene Schallplatten von der Straße auf und bringt sie als Objets trouvés mit katalogisch aufgereihten Polaroids in neue, zeitlich und örtlich genau verzeichnete Zusammenhänge. Collagen, Texte, Video, Installationen, Lichtkunst, Zeichnungen, Malerei, Fotografie: Es gibt wohl kaum ein Medium, in dem Nil Yalter nicht gearbeitet hat. Womöglich ist es gerade diese unerschöpfliche Vielfalt, die dazu geführt hat, dass der Kunstmarkt ihr allzeit überraschendes, immer poetisches und in seiner Sinnlichkeit oft überwältigendes Werk so spät entdeckt hat.

■ Nil Yalter, »Exile is a Hard Job«, Museum Ludwig Köln, 9.3. bis 2.6.



»La Roquette, Prison for Woman«, 1974, Detail: Fotografie und Farbstift auf Papier

Manipulation

EU-Ratspräsident Donald Tusk befürchtet eine Manipulation der EU-Wahl am 23. Mai. Ähnliche Bedenken äußerte zuvor schon der französische Präsident Emmanuel Macron. Am Werk seien »externe antieuropäische Kräfte«, also Leute von außerhalb, die schon für die Wahl von US-Präsident Donald Trump (oder Donald Tusk?), den Brexit und den Ausbruch des Vulkans Krakatau Verantwortung tragen. Also der böse Russe Putin und seine Agentenbützel Theresa May und Boris Johnson. Wer denn sonst!?

Am meisten fürchtet Tusk, dass der manipulierte Wähler sein Kreuz an der falschen Stelle setzen könnte. Dann müsste eventuell nachgebessert und nachkorrigiert werden. Man könnte aber auch so lange wählen lassen, bis der Wähler, völlig frei von Manipulation, sein Kreuz im gewünschten Kästchen macht.

Dusan Deak

Quid pro Quote

In Italien hat die Lega von Innenminister Matteo Salvini einen Gesetzentwurf für eine Radioquote vorgelegt. Mindestens 33 Prozent Musik von italienischen Künstlern sollen die Sender künftig spielen. »Wir wollen ausländische Musik nicht verbannen – im Gegenteil«, beteuert die Lega. »Das ist kein Musikprotektionismus.« Begründet wird der Entwurf mit Statistiken, denen zufolge der Anteil italienischer Musik bei den zehn beliebtesten Radiostationen von 35 Prozent vor zehn Jahren auf 23 Prozent gefallen ist. In Frankreich existiert eine ähnliche Quotenregelung seit den 90ern. Nach Ansicht des Musikjournalisten Ernesto Assante könnte eine Quote in Italien vor allem Sender vor Probleme stellen, die sich auf Genres verlegt haben, welche von wenigen, eher schlechten einheimischen Künstlern bedient werden.

(dpa/iW)

Manchmal ist Alleinsein die beste Lösung ■ Gedicht zeigen. Von Charles Bukowski

■ Am heutigen Sonnabend vor 25 Jahren starb der Schriftsteller Charles Bukowski. Wie kaum einer verkörperte er das »Schreiben als Selbstbehauptungsprogramm« (Frank Schäfer), eine brutale wie zärtliche Gegenwehr gegen die Zumutungen der Plebejerexistenz. Wir danken dem Maro-Verlag, bei dem eine Vielzahl der besten Werke Bukowskis bis heute lieferbar ist, für die Erlaubnis zum Abdruck.

(iW)

Als ich ein hungernder Schriftsteller war, habe ich die wichtigsten Schriftsteller in den wichtigsten Literaturmagazinen (in der Bibliothek, versteht sich) gelesen und es verdarb mir jedes Mal die gute Laune, denn als Student des Wortes und der Methodik stellte ich schnell fest, dass ihre Texte der absolute Beschiss waren: Ich konnte jede falsche Emotion und jede Heuchelei spüren und es kam mir vor, als hätte man den Herausgebern ins Gehirn geschissen oder weichgekocht, damit sie diesen unsäglichen Mist drucken, aber ich schrieb trotzdem viel und aß wenig – und magerte von 88 Kilo auf 60 Kilo ab – und war Weltmeister im Tippen und im Lesen von schriftlichen Absagen.

Als ich nur noch 60 Kilo wog, sagte ich mir, Scheiß drauf, hörte auf zu tippen und verlegte mich aufs Saufen, auf die Straße und auf die Ladies von der Straße – die lasen wenigstens kein Harper's, The Atlantic oder Poetry, a magazine of verse.

Diese zehn Jahre Pause waren zugegebenermaßen sehr erholsam und angenehm, aber dann wagte ich einen Neuanfang und stellte fest, dass man den Herausgebern immer noch ins Hirn geschissen hatte und/oder etc., aber mittlerweile wog ich 100 Kilo, war ausgeglichen, voll mit guten Schwingungen –

und bereit für einen neuen Schuss ins Blaue.

■ Aus: Charles Bukowski: Alle reden zu viel und andere Gedichte. Deutsch von Esther Ghionda-Breger, Maro-Verlag, Augsburg 2015, 160 Seiten, 16,80 Euro

Vintage-Welle

Weil die politischen Debatten in jüngster Zeit weltweit schärfer geworden seien, hat Theatermacherin Yael Ronen eine Neufassung ihres Stücks »Third Generation – Next Generation« erstellt, die am Samstag im Berliner Maxim-Gorki-Theater erstmals gezeigt wird. Im Stück geht es um das Verhältnis von Israelis, Palästinensern und Deutschen. Nach Ansicht von Ronen rollt eine Welle des Konservatismus und Nationalismus durch Europa, die USA und Lateinamerika. »Vintage ist offenbar nicht nur bei Kleidung gefragt. Sondern die Leute suchen auch in politischen Systemen danach.« Auch in Israel sei das der Fall, wo im Wahlkampf viele rechte Positionen vertreten würden und ein Friedensprozess nicht mehr angestrebt werde. Ronen wurde in Jerusalem geboren und lebt seit einigen Jahren in Berlin.

(dpa/iW)